

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 21

Artikel: Die Elfenau bei Bern
Autor: Münzner, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

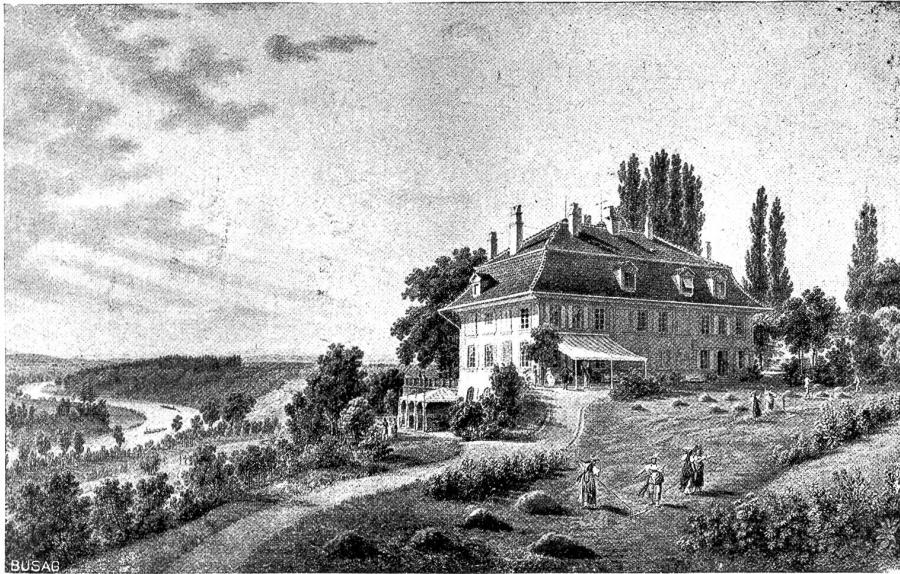
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



G. Lory Vater: Elfenau bei Bern. — 1821. (Original-Aquarell im Besitze von Frau E. v. B. in Bern.)

band und machte neugierig, wie er einmal war, den Deckel wieder auf. Ein lieblicher, erquickender Beilchenduft schlug ihm entgegen und betäubte ihn fast. Matthias drückte gleich wieder die Augen zu und faßte sich an die Nase, wo er denn diesem Wohlgeruch schon begegnet sei, da — sonderbar — hing er auch schon am Hals seiner lieben Mutter, die noch weit prächtigere Kleider trug als je zuvor und noch viel berückender duftete. Immerzu herzte und küßte sie ihn, und er wehrte sich dessen nicht. Nie mehr wolle sie ihn von sich lassen und so herrlich wie einen Prinzen denke sie ihn zu hegen und zu pflegen. Es wurde auf der Stelle ausgemacht, daß er sie fortan wieder täglich zur Bleiche begleiten dürfe und überdies nur das Allerfeinste — Bratwürste und richtige braune Apfelfuchen — zur Speise erhalten solle. Gleich holte sie ihm so eine von weitem duftende Lederei aus dem Schrank, aber just, als er herzlich hineinbeißen wollte, plumpste er über den wonnigen Traum ins Bewußtsein.

O Himmel, war das ein Erwachen! Das Sonnenlicht traf ihn mit einem Male, es schlug wie eine Lohe wärmend in den froststarrten Körper und setzte mit der würzigen Morgenluft schnell alle seine Pulse und Nerven in brausende Bewegung. Da fühlte er denn, wie wohl das tat, so von Licht, Duft und Farben umspielt, mit allen Sinnen zugleich ins Leben zu tauchen. Aber das Frohlocken erstarrte ihm in der Kehle ... Ein Satz, und da stand er in heillosem Staunen.

Wo war denn bloß seine Kraxe hingerraten? Lebte er noch im Gestern oder schon im Heute? Blickschnell reiheten sich die Merkmale seines Erlebens aneinander. Der Flüchtling ermaß die Kluft, die ihn vom vergangenen Tage und von denen trennte, die ihn hierhin getrieben hatten. Das war nun einmal geschehen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Verheißungsvoll strahlte der Traum herüber in seinen Tag.

Noch etwas versonnen zerrte er an seinem taufeuchten, vertragenen Gewand, das vor Schmutz und Staub für wasserdicht gelten durfte. Ja, was war denn das? Was kimperte da im Hosensack? Geld? Nun ja! Natürlich, versteht sich, der Warenerlös von gestern. Warum hatte er

den nicht zum anderen Gut in den Korb geworfen? Halb schuldbewußt ließ er Stück für Stück von einer Hand in die andere gleiten: drei Franken und sechzig Rappen!

Es dauerte nicht sehr lange, da stimmte ihn der Besitz dieser Barschaft ganz heiter und zufrieden. Er mußte ja auch leben. Wenigstens fünf Stunden brauchte er, um nach Treuchtadt zu kommen. Und dort? So wie er da stand, barfuß, ohne Hut in diesen wüsten Flidenhosen ...? Aber was sollte er auch sonst beginnen? Am besten machte er sich fürs erste auf den Weg ins Tal. Er kannte die versteckten Schliche. Nur fort! Unterwegs würde ihm dann wohl noch ein Lichtlein aufgehen! Etwas wie Freiheit und Selbstbestimmung belebte sein Denken.

Und als er beim Anblick einer Wirtschaft Essensgelüste verspürte, trat er kühn wie ein Bärtiger in die Stube, sah sich vorsichtig um und setzte sich an den nächsten Tisch.

(Schluß folgt.)

Die Elfenau bei Bern.

Versuch einer Präzisierung des Landschaftserlebnisses.
Von Fritz Münzner.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Elfenau, ob schon sie von gar vielen Leuten wegen ihrer Schönheit gepriesen wird, in neuester Zeit durch die Malerei noch nie geziemend gewürdigt worden ist. Nach meinem Wissen gibt es kein Bild der neuesten Zeit, das den Aufbau, die Stimmung, und den Geist der Landschaft zu erfassen und festzuhalten vermocht hat. Die zwei Gemälde im Berner Kunstmuseum — das eine von Ed. Bosz, das andere von E. Cardinaux — sind nur Teilausschnitte aus der ganzen großen Landschaft und daher ohne Bedeutung für die vorliegende Betrachtung. So drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, woran es wohl liegen mag, daß in neuester Zeit kein Künstler des Pinsels die Elfenau-Landschaft verherrlicht hat. Ist das nur Zufall oder eine durch das Wesen dieser Landschaft begründete Erscheinung? Eine Präzisierung des Landschaftserlebnisses wird uns zu einem klärenden Ergebnis führen.

Der Künstler, der eine Landschaft auf die Leinwand überträgt, ist nicht einfach Kopist der augenfälligen Natur, sondern ihr Gestalter und Beseeler. Er präzisiert, was er sieht, d. h. er gibt der Landschaft eine ganz bestimmte Deutung. Nur ihm ist es vergönnt, das Urverhältnis von Mensch zu Natur zu deuten, oder auch, je nach der Deutung der Landschaft, das Verhältnis ganz zu lösen und die Landschaft um ihrer eigenen Schönheit willen darzustellen, sie zu typisieren und zu allgemein gültiger Schönheit zu erheben. So hat es Ferdinand Hodler getan. Durch ihn hat die Landschaft Selbstwert bekommen. Aber die Landschaft der Elfenau ist kaum zu typisieren. Natur und Mensch bilden hier eine untrennbare Einheit.

Die Landschaft, von der Höhe bei Muri gesehen, sei hier skizziert: In der Mitte des Aare, Sträucher und Bäume längs beider Ufer. Links im Vordergrund Hügel und einige

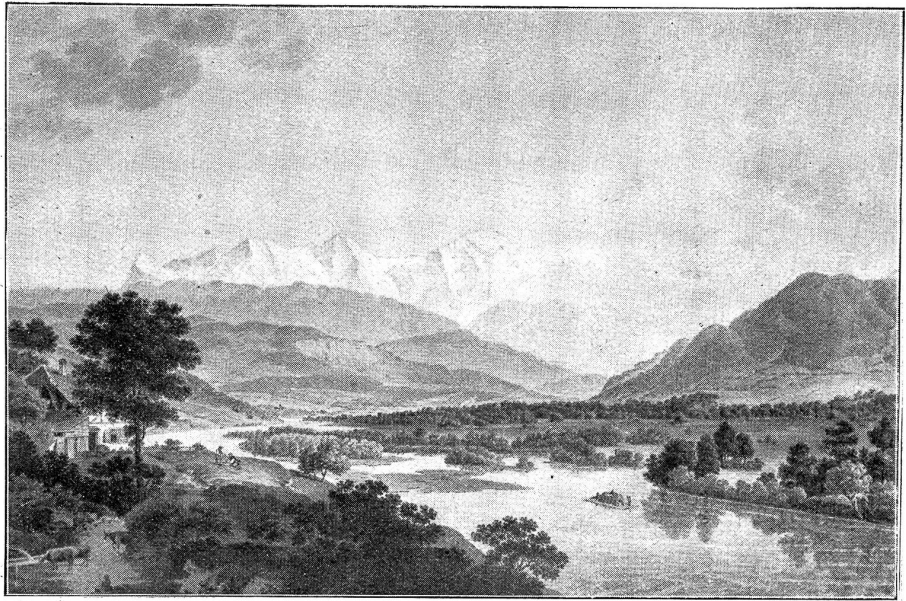
alte Häuser von Muri, rechts das weite flache Belpmoos mit dem Dorfe Belp. Dahinter der stumpfkegelförmige Belpberg. Rechts von diesem das schmale flache Gürbetal und angrenzende Berge, die nach hinten ansteigen. Links der Aare zwei gerade parallele Ketten der Voralpen. Im Hintergrund die reich gegliederte Kette der schneebedeckten Alpen.

Diese Landschaft erweckt in uns das Erlebnis einer naturgegebenen Ausgeglichenheit. Keine Erscheinung wird uns aufgedrängt, weder Berg, noch Fluß, noch Mensch. Hier lebt eine gütige Schicksalsgemeinschaft und Verbundenheit zwischen Natur und Mensch, die losgelöst ist von Schwere und Düsterei. Ueber allem strahlt das große stille Leuchten der Firne, das sich mit dem des Himmels vermischt. In dieser Landschaft liegt eine Feier, ein Glaube, ein Hymnus. Und im Vordergrund ist viel Raum gelassen für die Buntheit der vielen kleinen Dinge und Geschehnisse, für das Idyllische. Nichts von elementarer Wucht. Aber die fernen Berge strahlen vom Heroischen. Nur eines fehlt im Geiste dieser Landschaft: das Tragische, das von einem unglücklichen Kampfe zwischen Natur und Mensch erzählt. Die Elfenau, die als mittelschweizerische Landschaft gelten mag, ist untragisch und idyllisch und erhaben.

Damit ist unsere Aufgabe zur Hälfte gelöst. Die Kunst, die das Tragische liebt, hat die untragische Landschaft der Elfenau gemieden. Aber warum hat sie dann nicht das Idyllische dieser Landschaft, das zu verherrlichen der Kunst des Pinsels wohl ansteht, aufgesucht? Darauf finden wir die Antwort erst, wenn wir das spezifisch Idyllische der schweizerischen Landschaft genau bestimmt und gedeutet haben. Das glauben wir am besten zu tun, indem wir aus dem vom Pfarrer von Murten geschriebenen Vorwort in David Herrlibergers Topographie der Eidgenossenschaft aus dem Jahre 1754 einige Stellen wiedergeben. Ueber die schweizerische Landschaft steht darin folgendes aufgezeichnet: „Wer bewundert nicht die allhier so vielfach spielende Natur, die das Angenehme mit dem Nützlichen so trefflich zu verbinden gewohnt.“ Der Pfarrer spricht von der „Güte der schweizerischen Himmelsgegend“ und gar oft von der „Glückseligkeit der Schweizer“. Ein fremder müsse glauben, fährt der Pfarrer fort, die gütige Natur habe allhier ihre kostbaren Gaben gleichsam verschwendet, weil er tausend Schönheiten fast auf einmal erblicken und sich daran fast nicht satt sehen könne. Einen Engländer, der eine Lustreise durch die Schweiz macht, läßt er ausrufen: „O, welch eine Pracht öffnet sich hier auf einmahl unseren Augen! Ist wohl eine herrlichere und schönere Gegend (Genfersee) in der Welt zu finden? O daß ich hier meine Wohnung aufschlagen und diese Wunder der Natur genug betrachten könnte. Laßt uns allda Halt machen, meine Freunde, damit Leib und Gemüth genugsam erquidet werden mögen.“ Die gute Natur hat „zum gemeinen Leben des Menschen Nothwendiges“, aber auch „zu dessen Ergehung und Lust in Ueberfluß mitgeteilt“.

Für unsere Betrachtung ist in diesen Aussprüchen nicht das Propagandistische, sondern das Psychologische wichtig und dessen geistige und seelische Wertung. Welch unmittelbares naives Naturgefühl und welche Erlebnisfähigkeit besitzen jene Menschen.

Zu obiger Schilderung der schweizerischen Landschaft finden wir eine treffliche Illustration unter den Stichen und

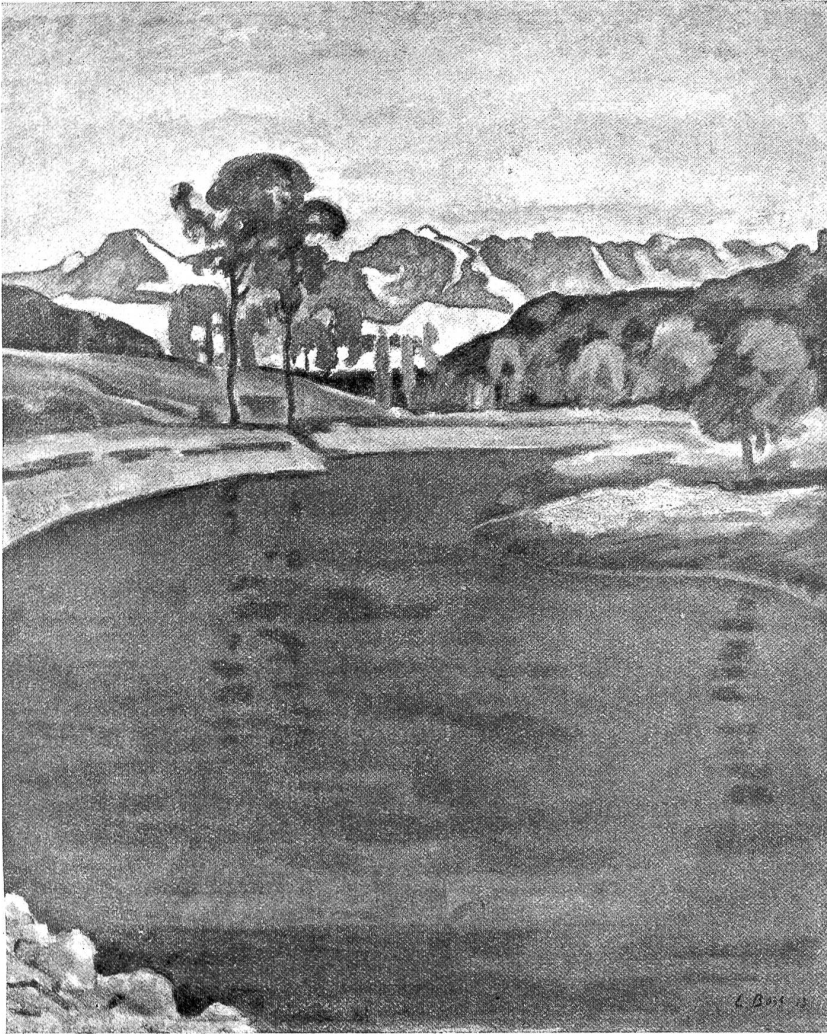


Aberli Joh. Ludwig: Mouri près de Berne. (Berner Kunstmuseum.)

Zeichnungen des Winterthurers J. L. Aberli, der 1786 in Bern gestorben ist. Hier betrachten wir nur die eine Zeichnung: Vue dessinée à Mouri près de Berne. Es ist dies eine kolorierte Umrißradierung. Nach B. Geiser (Diss. J. L. Aberli) ist die Landschaft folgende: „In vielfachen Krümmungen schlängelt sich ein breiter Fluß durch eine mit Busch und Baum durchsetzte Talebene. Ein beladenes, von drei Männern geführtes Floß hat den Weg zwischen vielen Inseln hindurchgefunden. Links und rechts erheben sich Hügel und in der Ferne hochaufragend Schneeberge. Im Vordergrund links, auf einer Anhöhe über dem Fluß, liegt zwischen Bäumen ein Bauernhaus versteckt. Auf einer Matte davor beschäftigen sich Bauer und Bäuerin mit einem Korb. An der Tränke warten drei Kühe, behütet von einem Mädchen. Das sich an den Wegrand gesetzt hat.“

Was der Schweizer Landschaft eigen ist, kommt hier, wie bei Herrlibergers, zum Ausdruck: die lieblich spielende Natur, ihre Anmut, Verschwendung und Güte, Glückseligkeit und Fleiß des Volkes. Wunderbar ist die Harmonie bei solcher Mannigfaltigkeit. Aberli hat die Elferau-Landschaft zur idealen erhoben, die voll Lyrik und Musik ist. Die weißen fernen Berge leuchten wie aus einer zauberhaften Märchenwelt.

Für unsere Betrachtung ist nun wichtig, das Zeitalter von Aberli und Herrlibergers näher kennen zu lernen, in dem es möglich war, ein so schlichturprünghches Verhältnis zur Natur zu gewinnen und das Natürliche noch natürlich und zwanglos zu erleben und in sich aufnehmen zu können. Aberlis Bild ist um 1784 entstanden, Herrlibergers Topographie 1754 erschienen, beide also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt geworden. Das 18. Jahrhundert aber ist auch dasjenige eines Albrecht Haller, eines J. J. Rousseau, eines Salomon Gessner und Saussure, eines Klopstock und jungen Goethe. Es ist das Jahrhundert, in dem der Mensch die Natur neu entdeckte und sie zu verherrlichen begann. In der bildenden Kunst herrscht das Rokoko. Es betont das Anmutige, ist voll geistreich-spielerischen Reizes. Es fehlt ihm aber an Kraft, Ernst und tragischer Tiefe. Es ist die Kunst der Schäferidylle. Marie Antoinette ist die spielerische Königin des Rokoko. Viel schwärmerische Sentimentalität und Ueberempfindlichkeit gibt es in diesem 18. Jahrhundert, aber außer diesem noch etwas Urgefühles: das ist — mit Schiller gesprochen — die Naivität, d. h. die Natürlichkeit und Unbewußtheit des Fühlens, des Sicheinfühlens mit der



Eduard Boss: Aarelandschaft. (Elfenau.)

Natur, wie es die Griechen kannten. So hat das 18. Jahrhundert neben der Schwärmerei ein unmittelbares gesundes Naturgefühl hervorgebracht. Ein Lobgesang und Hymnus auf die göttliche Natur erhebt sich, und ein neuer Glaube erwacht. In diesem Geiste, in diesem Glauben war Aberli imstande, die Elfenau-Landschaft in ihrem Wesen zu erfassen und wiederzugeben. Und wir glauben, daß er sie richtig erlebt hat.

Mit dieser Präzisierung aber haben wir die Antwort auf unsere Frage, warum wohl die Malerei diese Landschaft vergessen hat, gefunden. Erstens, wie wir schon wissen, weil der Elfenau der tragische Charakter fehlt, und zweitens, weil das spielerisch-anmutig Idyllische der Rokokozeit dem Geiste der Neuzeit fremd ist. Nur dem 18. Jahrhundert war es möglich, unsere Landschaft voll zu erleben und zu würdigen.

Der Geist des 20. Jahrhunderts aber ist beherrscht von Technik, Sport und Sachlichkeit. Die Technik hat den Menschen an maschinelles, seelenloses, und der Sport hat ihn an herdenhaftes Erleben gewöhnt. Und die Sachlichkeit kennt nur den Zweck und verdammt alles Zwecklose, alles was spielerisch, anmutig und idyllisch ist. Dem Zeitgeist der Gegenwart geht das ab, was Schiller Naivität nennt. Naivität aber war und ist noch heute eine der gesündesten schöpferischen Kräfte. Es ist aber auch der alte Glaube an die Glückseligkeit als Ziel menschlichen Strebens, wie ihn

Augustinus lehrte, verloren gegangen. Nietzsche deutet das Leben anders: Leben ist Wille zur Macht.

Die Elfenau ist die Landschaft des 18. Jahrhunderts geblieben, aber der menschliche Geist, der sie schaut, hat sich verändert. So ist es gekommen, daß uns die eigenste Landschaft, in der wir leben, innerlich fremd geworden ist. Nur die Alpen leuchten noch in gleicher Weise. Vielleicht aufersteht die Landschaft wieder und schafft ein neues seelenvolles Leben.

Als Mediziner auf der Schaffarm.

Von Dr. med. Ferdinand Goebel.

„Sie sind Arzt? Ausgezeichnet, ich habe eine Stellung für Sie auf meiner Farm.“ Wenn man mit beängstigend leeren Taschen in einer australischen Kleinstadt gelandet ist, durch einen halben Erdumfang von den heimlichen Bergen der Schweiz getrennt, so sind das gar liebliche Worte. Und mein Gegenüber, einer der bedeutendsten Schafzüchter in Neusüdwales, machte ganz den Eindruck, als ob es sich angenehm mit ihm arbeiten ließe. Er hatte mir erzählt, er beschäftige im Sommer gegen zweihundert Arbeiter und Angestellte, und ich konnte mir recht gut vorstellen, wie angebracht unter diesen Umständen ein eigener Arzt auf der Farm sein würde, der den Gesundheitszustand der Leute überwachen könnte. Ich malte mir bereits aus, wie ich dort, ein paar hundert Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt und daher ganz allein auf mich selbst angewiesen, meine Kunst auch in den schwierigsten Krankheitsfällen leuchten lassen würde; ich sah im Geiste schon die Spitalsbarade, die ich mir sofort auf dem Besitz meines nunmehrigen Arbeitgebers einrichten wollte; ich

Ich kam aus den Ueberraschungen kaum noch heraus! Vorerst einmal die Tatsache, daß mein Schafzüchter sogar über ein eigenes zweistöckiges Flugzeug verfügte, mit dem er mich am nächsten Morgen abtransportierte. Zwar erkannte ich später, daß das durchaus kein Luxus war; bei den riesigen Entfernungen kann man sonst vier bis sechs Tage mit der Eisenbahn herumfahren, um die Hafenstädte zu erreichen, und bei den schwankenden Preisen der Wolle hängen oft bedeutende Summen von pünktlichen Verkaufsablässen ab. Nur hatte ich mir eben einen Farmer bis dahin noch nie als Flugzeuglenker gedacht.

Bei meiner Ankunft auf dem Besitz wollte ich mich natürlich sofort Hals über Kopf in meine Arbeit stürzen, wollte vor allem mein Behandlungszimmer besichtigen und die Vorräte an Arzneien und Instrumenten überprüfen; mein Chef hatte mir gesagt, daß ich alles benötigte Material in ausreichenden Mengen vorfinden würde. Statt dessen aber kam für mich der Auftrag, ich solle mich für die ersten Tage einer der Reitergruppen anschließen, die die auf der ganzen Farm verstreuten Schafe einzutreiben hatten. Auch gut; ich bin ein leidlicher Reiter und so ein Ausflug konnte ganz unterhaltsam werden. Nach fünf Tagen im Sattel hatte ich bereits allerlei Kenntnisse von dem Betrieb einer australischen Zuchtfarm! Von früh bis spät war ich mit meinen drei Gefährten unterwegs gewesen, hatte Schafe, siebentausend widerpenstige, immer von neuem aus